

„Vorbeugen ist besser als heilen“ – zum aktuellen Stand schulischer Suchtprävention

Benjamin Löhner, mudra/update

„Rauschgiftkriminalität an Schulen nimmt zu“, mit dieser Schlagzeile berichteten Ende Januar 2017 mehrere Tageszeitungen über einen „erschreckenden“ Trend. Laut aktuellen Zahlen aus verschiedenen Bundesländern habe sich die Drogenkriminalität auf Schulhöfen zwischen 2011 und 2015 nahezu verdreifacht. Der relativ zügige Zwischenruf der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen (DHS), polizeiliche Zahlen seien nicht zur Beschreibung von Konsumtrends geeignet, blieb dabei von Medienvertretern weitestgehend unbeachtet. „Auf dem Schulklo einen Joint drehen, unter dem Tisch ein Tütchen mit Marihuana gegen Bares tauschen“¹, laut Zeitungsberichten angebliche Normalität an deutschen Schulen. Und das trotz umfangreicher Suchtpräventionsprogramme. „Tausende Projekte warnen vor den Folgen. Doch die Präventionserfolge bleiben anscheinend aus.“²

Diese Feststellung ist erstaunlich. Seit vielen Jahren wird Suchtprävention als drogenpolitische Allzweckwaffe inszeniert. Fast schon reflexartig wird sie immer dann ins Spiel gebracht, wenn junge Menschen mal wieder beim Konsum von Alkohol und anderen Drogen „über die Stränge“ schlagen. Der Ruf nach mehr Prävention ist lagerübergreifender Konsens und von konservativ bis progressiv auf jeder politischen Agenda mehrheitsfähig. Prävention eckt nicht an und Prävention tut niemandem weh (glaubt man zumindest). Doch was bringt Prävention überhaupt?

Suchtprävention im schulischen Kontext

Auf den ersten Blick scheint der Begriff Suchtprävention relativ eindeutig. Laut Definition sind damit all jene Strategien gemeint, die ergriffen werden, um „gesundheitliche, soziale und ökonomische Schäden, die mit dem Gebrauch legaler und illegaler Substanzen sowie den Folgen süchtigen Verhaltens verbunden sind, vorzubeugen“³. Dabei wird zwischen der Beeinflussung des Gesundheitsverhaltens einzelner Personen und Zielgruppen (Verhaltensprävention) sowie der Förderung positiver gesellschaftlicher Rahmenbedingungen (Verhältnisprävention) unterschieden. Darüber hinaus findet eine Differenzierung hinsichtlich der anvisierten Zielgruppe statt. Universelle Präventionsstrategien richten sich an möglichst breite Bevölkerungsschichten (z.B. durch massenmediale Kampagnen oder Schulprogramme). Selektive Angebote adressieren Risikogruppen (z.B. Kinder von suchtkranken Eltern) und indizierte Programme sind für Menschen mit manifestem Risikoverhalten (z.B. riskant Cannabis konsumierende Jugendliche) gedacht.

¹ <http://www.bild.de/regional/hannover/drogen/mehr-rauschgift-kriminalitaet-an-schulen-49914898.bild.html> (abgerufen am 13.04.2017)

² <http://www.bild.de/regional/hannover/drogen/mehr-rauschgift-kriminalitaet-an-schulen-49914898.bild.html> (abgerufen am 13.04.2017)

³ http://www.dhs.de/fileadmin/user_upload/pdf/dhs_stellungnahmen/Praeventionspapier_2.pdf, S.3. (abgerufen am 13.04.2017)

Der wichtigste Ort universeller Verhaltensprävention in Deutschland ist nach wie vor die Schule⁴. Sie ist nicht nur Institution der Wissensvermittlung, sondern gleichzeitig auch Übungsfeld des sozialen Lernens. Das Setting bietet die Möglichkeit, bei Heranwachsenden ein Bewusstsein für Gesundheitsfragen zu erzeugen und die Bereitschaft für eine verantwortliche Einstellung zur eigenen Gesundheit zu fördern. Lehrkräfte sind dabei über einen längeren Zeitraum hinweg wichtige erwachsene Bezugspersonen. Sie begleiten junge Menschen in einer zentralen (und vulnerablen) Altersspanne, können problematisches Verhalten frühzeitig erkennen und beurteilen.

Qualität in der Suchtprävention

„Bei aller Begeisterung für die Prävention sollte aber im Auge behalten werden, dass Prävention nicht deshalb wirkt, weil ihre Absicht gut ist. Sie wirkt, weil sie – im besten Fall – Determinanten des Problems so beeinflusst, dass das Problem vermieden oder zumindest vermindert wird.“⁵

Eigentlich liegt die in diesem Zitat gemachte Feststellung auf der Hand. Suchtprävention macht nur dann Sinn, wenn sie die anvisierten Ziele auch erreicht. Aus diesem Grund wird in den letzten Jahren immer kritischerer diskutiert, was Qualität in der Suchtprävention eigentlich bedeutet. Dabei kristallisiert sich im wissenschaftlichen Diskurs immer mehr die sog. „Evidenzbasierung“ als wesentliches Merkmal qualitativ hochwertiger Programme heraus.

Was dieser Begriff genau bedeutet, versuchte im Februar 2014 eine interdisziplinäre Expertengruppe in Köln zu erörtern. Das daraus resultierende Memorandum stellt fest: „Evidenzbasierte Suchtprävention entspricht der gewissenhaften, vernünftigen und systematischen Nutzung der gegenwärtig bestmöglichen theoretisch und empirisch ermittelten wissenschaftlichen Erkenntnisse als auch des Praxiswissens sowie des Wissens der Zielgruppen für die Planung, Implementierung, Evaluation, Verbreitung und Weiterentwicklung von verhältnis- und verhaltensbezogenen Maßnahmen.“⁶

Best Practice in der schulischen Suchtprävention

Die „Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung“ (BzgA) liefert mit ihrer „Expertise zur Prävention des Substanzmissbrauchs“⁷ eine sehr gründliche Zusammenfassung dieser theoretischen und praktischen Erkenntnisse aus der Präventionsforschung. Ergänzend dazu

⁴ https://www.dotsys-online.de/download/Dot.sys_Bericht_2014.pdf (abgerufen am 13.04.2017)

⁵ Simmel, U. & Meili, B. (2008). Indizierte Prävention für gefährdete Jugendliche. Psychoscope 2008 (5), S.4.

⁶ Experten- u. Expertinnengruppe „Kölner Klausurwoche“ (2014). Memorandum Evidenzbasierung in der Suchtprävention: Möglichkeiten und Grenzen. Köln: Deutsches Institut für Sucht- und Präventionsforschung der Katholischen Hochschule NRW, Abt. Köln., S. 8.

⁷ Bühler, A., & Thurl, J. (2013). Expertise zur Suchtprävention – Aktualisierte und erweiterte Neuauflage der „Expertise zur Prävention des Substanzmissbrauchs.“ Köln: BZGA.

kann man sich durch die „International Standards on Drug Use Prevention“⁸ sowie das Best Practice Portal des „European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction“ (EMCDDA)⁹ einen guten Überblick über wirksame und weniger wirksame Ansätze in der Suchtprävention verschaffen.

Die Lektüre der genannten Quellen lässt den Leser schnell zu einer tragischen Erkenntnis kommen. Einer der am weitesten verbreiteten Ansätze in der Verhaltensprävention, nämlich die informationsbasierte Aufklärung über die Wirkungen und Risiken von legalen und illegalen Substanzen, scheint präventiv mehr oder weniger unwirksam zu sein. Offensichtlich gibt es keinerlei empirische Belege für die intuitiv nachvollziehbare Annahme, Menschen würden ein gewisses Verhalten nicht annehmen, wenn sie nur gut genug über die damit verbundenen Gefahren informiert sind. Das bedeutet nicht, dass Informationen in der Prävention nutzlos sind. Gregor Burkart, Mitbegründer der europäischen Gesellschaft für Präventionsforschung, fasst den Sachverhalt wie folgt zusammen: „Es sollte Klarheit darüber bestehen, wo man Informationsvermittlung am besten einsetzt. Mit Information lässt sich Verhalten verbessern (z. B. Ernährung, Hygiene) oder einleiten (z. B. sich anschnallen, Müll trennen); aber es ist kaum zu erwarten, dass sich Verhalten damit vermeiden lässt (Drogen probieren, zu schnell fahren).“¹⁰

Erstaunlicherweise scheinen vor allem jene Herangehensweisen suchtpreventiv zu wirken, die sich oftmals nur am Rande mit spezifischen Drogen beschäftigen. Es handelt sich dabei um Programme, die ihren Fokus auf Lebenskompetenzen (z.B. risikobewusste Entscheidungsfindung, Kommunikationstechniken, Selbstwirksamkeit), Stärken („Was kann ich?“), Werte („Was ist mir wichtig?“) und Zukunftsperspektiven („Wo will ich hin?“) legen. Methodisch sind diese Ansätze in der Regel hoch interaktiv, sie integrieren unterschiedliche Lernmethoden und vermeiden Frontalunterricht. Wissensvermittlung zu Alkohol und anderen Drogen als Bestandteil dieser Programme wird als positiv bewertet, die Informationen sollten sich jedoch an der Lebenswelt und an den Bedürfnissen der Jugendlichen orientieren (z.B. „Was tun bei einer Alkoholvergiftung“ anstatt „Wie sieht eine Fettleber aus“). Darüber hinaus scheint eine hochwirksame, jedoch in Europa noch viel zu wenig beachtete Strategie im sog. „Soziale Normen Ansatz“ zu liegen. Eine Korrektur der Normwahrnehmung („die meisten Gleichaltrigen kiffen gar nicht und finden am Konsum auch nichts Tolles“) scheint einen positiven Einfluss auf das Konsumverhalten des Einzelnen zu haben. Dies gilt ebenso für die Reflexion konsumbezogener Normen in der Familie. Wie aus der Aufzählung unschwer zu erkennen ist, handelt es sich bei suchtpreventiv wirksamen Ansätzen meist um sehr intensive Programme mit 10 oder mehr Einheiten.

Um Praktikern eine Orientierungshilfe im Dickicht der unterschiedlichen wirksamen Maßnahmen zu geben, hat der Präventionsrat des Landes Niedersachsen (LPR) eine „Grüne

⁸ UNODC. (2013). International standards on drug use prevention. Vienna: UNITED NATIONS. van der Vorst, H., Engels, R. C. M. E., Meeus, W., & Dekovic Jan Van, M., & L. (2005). The role of alcohol-specific socialization in adolescents' drinking behaviour. *Addiction*, 100(10), 1464–1476.

⁹ <http://www.emcdda.europa.eu/best-practice> (abgerufen am 13.04.2017)

¹⁰ Burkhart, G. (2016). Suchtpreventive Ansätze: eine transnationale Perspektive, in: M. von Heyden et al. (Hrsg.), *Handbuch Psychoaktive Substanzen*, Springer Reference Psychologie, S.9

Liste Prävention“¹¹ veröffentlicht. Auf der Basis unterschiedlicher Kriterien werden hier empfehlenswerte Ansätze u.a. aus dem Bereich Schule dargestellt.

Negative Effekte von Suchtprävention

Analog zur „Grünen Liste Prävention“ wurde in den letzten Jahren immer mehr der Ruf nach einer „Roten Liste Prävention“ laut. Hierin sollen all jene Ansätze zusammengefasst werden, die keine oder negative (konsuminduzierende) Wirkungen haben.

Wegen der nachgewiesenen Unwirksamkeit wird empfohlen, auf reine Informationsvermittlung ohne Förderung von Kompetenzen zu verzichten. Dringend abzuraten ist von all jenen Ansätzen, die iatrogene (d.h. negative Effekte) zur Folge haben können. Diese sind besonders für massenmediale Kampagnen nachgewiesen. „Eine große US-amerikanische Kampagne gegen Cannabis hatte bei bestimmten Gruppen – die sich vorher nicht für Cannabis interessiert hatten – solche Auswirkungen. Die nachweisbare Ursache war, dass die Kampagne bei diesen Jugendlichen den Eindruck vermittelt hatte, dass Cannabiskonsum weitverbreitet und normal wäre, was wiederum ihre Konsumabsichten erhöhte.“¹² Im Schulkontext sollten deshalb aus den gleichen Gründen nur diejenigen Substanzen thematisiert werden, die bei einer Mehrheit der Jugendlichen auch eine Rolle spielen (im Alter zwischen 14 und 17 ist das vor allem Alkohol, Nikotin und Cannabis). Hierdurch kann ein sog. Aufmerksamkeitsbias vermieden werden, welcher eine Erhöhung der Konsumabsichten zur Folge haben kann. Auch der Einsatz von Ex-Konsumenten in Schulklassen wird kritisch diskutiert, da hier die Gefahr einer Verfestigung bestehender gesellschaftlicher Stigmata bestehe.

Ein „No-Go“ in der Suchtprävention sind sog. Scared Straight-Taktiken, womit Ansätze bezeichnet werden, die auf Einschüchterung und Verängstigung setzen. Hierunter fällt z.B. der „Revolution Train“¹³, ein Zugwaggon der erst kürzlich in einigen oberfränkischen Bahnhöfen Halt machte und Schulklassen die schrecklichen Auswirkungen des Crystalkonsums vor Augen führen sollte. Auch in der Tabakprävention finden ähnlich eigenartige Ansätze immer wieder Anwendung, zum Beispiel wenn Schülern anhand von Lungenendoskopien die Risiken des Rauchens aufgezeigt werden.

Was jedoch bei der Diskussion um Wirksamkeit, Unwirksamkeit und Schädlichkeit von Prävention nicht unter den Tisch fallen sollte ist die Tatsache, dass die positiven und negativen Effekte von Maßnahmen oft mehr von der durchführenden Person, ihrer Haltung sowie der Beziehungsgestaltung zu den Kursteilnehmern abhängt als von spezifischen inhaltlichen Komponenten.

¹¹ www.gruene-liste-praevention.de (abgerufen am 13.04.2017)

¹² Burkhart, G. (2016). Suchtpräventive Ansätze: eine transnationale Perspektive, in: M. von Heyden et al. (Hrsg.), Handbuch Psychoaktive Substanzen, Springer Reference Psychologie, S.8

¹³ <http://www.revolutiontrain.cz/de> (abgerufen am 13.04.2017)

Verbreitung evidenzbasierter Prävention an Schulen

Im neuesten „European drug report“¹⁴ versucht die EMCDDA den aktuellsten Stand europäischer Prävention zusammenzufassen. „Über die Prävention in Schulen, erstellt aus ExpertInnenschätzungen aus den Mitgliedstaaten (...), stellt sich europaweit ein Bild dar, in dem wirksame Ansätze wie Kompetenztraining und einige verhältnispräventive Ansätze jetzt weit verbreitet sind, ebenso aber auch recht nutzlose Interventionen, bei denen es lediglich um Information und Abschreckung geht.“¹⁵

Das Dokumentationssystem „dot.sys“ der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA) erfasst die in Deutschland durchgeführten Maßnahmen zur Suchtvorbeugung. Im Jahr 2014¹⁶ waren die meisten Maßnahmen auf die Vermittlung von Informationen und die Förderung kritischer Einstellungen gegenüber Substanzkonsum ausgerichtet. Bei fast jeder zweiten Maßnahme wurden jedoch auch die Stärkung von Ressourcen und Kompetenzen als Zielebenen genannt. Wie viele der in Deutschland durchgeführten Programme tatsächlich evidenzbasiert sind, geht aus den dot.sys-Daten nicht hervor.

Für Nürnberg im Speziellen gibt es keine genauen Zahlen. Es ist jedoch davon auszugehen, dass sich ein ähnliches Bild wie für Europa bzw. Gesamtdeutschland abzeichnet. Einige Schulen setzen Ansätze wie Kompetenztrainings um, jedoch sind diese meist eher Teil von Programmen z.B. aus der Gewaltprävention, Sexualpädagogik oder Sozialen Trainings (was nicht bedeutet, dass sie nicht auch suchtpreventiv wirken können). Wenn es explizit um suchtpreventive Bemühungen geht, scheint auch im Stadtgebiet der Fokus auf informationszentrierten Ansätzen zu liegen. Hierzu zählen u.a. Schulstunden mit Polizisten, Suchtberatern, Präventionsaktionen von Krankenkassen oder Drogeninformationstage im Rahmen von Gesundheitswochen.

Suchtpräventionsangebote von mudra an Schulen

Schulbasierte Suchtprävention ist eigentlich keine originäre Aufgabe der mudra Drogenhilfe, trotzdem sind wir jedes Jahr in geringem Umfang mit Veranstaltungen und Workshops in Schulklassen unterwegs. Über lange Zeit haben auch wir uns hauptsächlich auf informationszentrierte Ansätze beschränkt. Konkret bedeutete das in den meisten Fällen einen Powerpoint-gestützten Input mit anschließender Diskussion. Wie weiter oben ausgeführt ist diese Herangehensweise weit entfernt von den Erkenntnissen evidenzbasierter Präventionsforschung und entsprechend sind wir in den letzten Jahren bemüht, unser Angebot dem aktuellen Wissensstand anzupassen.

Momentan bieten wir ausschließlich einen Workshop zum Thema Cannabis für Schülerinnen und Schüler ab der 9.Klasse an. In diesem Rahmen wird auf Frontalvortrag weitestgehend verzichtet, stattdessen haben wir versucht möglichst viele interaktive Methoden zu

¹⁴ EMCDDA. (2015). European drug report – Trends and developments. Luxembourg: Publications Office of the European Union.

¹⁵ Burkhart, G. (2016). Suchtpreventive Ansätze: eine transnationale Perspektive, in: M. von Heyden et al. (Hrsg.), Handbuch Psychoaktive Substanzen, Springer Reference Psychologie,, S.17

¹⁶ https://www.dotsys-online.de/download/Dot.sys_Bericht_2014.pdf

integrieren (z.B. explorative Filmarbeit, Aufstellung im Risikoraum). Darüber hinaus wird (orientiert am Soziale-Normen-Ansatz) mit unterschiedlichen Formen normativen Feedbacks gearbeitet. Natürlich sind wir uns darüber bewusst, dass schon allein aufgrund der geringen Intensität (der Workshop dauert 90 Minuten) der präventive Effekt wahrscheinlich eher gering ist. Deshalb sollte der Workshop auch nicht als singuläre Veranstaltung durchgeführt werden, sondern von den Schulen in ein intensiveres und evidenzbasiertes suchtpreventives Programm eingebunden werden.

Eben aus diesem Grund versuchen wir durch unsere Multiplikatoren-Schulungen Lehrkräfte und Schulsozialarbeiter dafür zu gewinnen, wirksame Suchtprävention in ihren Institutionen zu verankern. Im Rahmen der Fortbildung „Was tun bevor's brennt“ geben wir einen Einblick in das evidenzbasierte Lebenskompetenz- und Suchtpräventionsprogramm REBOUND¹⁷. Im Oktober 2017 wird die erste REBOUND-Kursleiterfortbildung in Nürnberg stattfinden und wir sind guter Dinge, dass einige Schulen zukünftig das Programm umsetzen werden.

Darüber hinaus haben verhältnispräventive Ansätze an Schulen ein interessantes Potential. Eine Verlaufsstudie von Evans-Whipp et al¹⁸ fand beispielsweise heraus, dass an Schulen mit einer Zero-Tolerance-Politik (auf Konsumvorfälle wurde mit sofortigem Schulausschluss reagiert) der Konsum von Cannabis fast doppelt so hoch war wie an Schulen mit strikten Regeln gegen jeglichen Substanzkonsum in Verbindung mit abgestuften Konsequenzen und Beratungsangeboten. Auf diesem Hintergrund versuchen wir in unserer Fortbildung „Was tun wenn's brennt“ Lehrkräfte und Schulsozialarbeiter dazu zu inspirieren, an ihren Schulen in einen Prozess einzutreten, an dessen Ende mit der sog. Suchtmittelvereinbarung ein umfassendes Regelwerk zum Konsum von Alkohol und anderen Drogen steht.

Und dann gibt es noch die gesellschaftliche Verhältnisprävention

In der Diskussion um die Wirksamkeit von Prävention darf nicht vergessen werden, dass für verhältnispräventive Maßnahmen auf Bevölkerungsebene (z.B. Preisregulierung, Werbeverbote, Jugendschutz) deutlich höhere Effektstärken nachgewiesen sind, als für verhaltensorientierte Interventionen.

Die Drogenprohibition ist die radikalste Form von Verhältnisprävention. Dabei wird von einem generalpräventiven Effekt des Verbots ausgegangen, wobei sich diesbezüglich immer größere Zweifel mehren. So hatte zum Beispiel die Veränderung in der Cannabisgesetzgebung mehrerer Länder in den letzten Jahren nur minimale Auswirkungen auf die jeweiligen Konsumentenzahlen¹⁹. Darüber hinaus gibt es immer deutlichere Hinweise darauf, dass entscheidende Faktoren wie die Wahrnehmung von Normalität des Konsums, die Akzeptanz in der Gesellschaft, das positive Image sowie die wahrgenommene Harmlosigkeit von Substanzen in regulierten Märkten besser beeinflusst werden können als unter den Bedingungen des Schwarzmarkts. Welchen Effekt verhältnispräventive

¹⁷ www.my-rebound.de

¹⁸ Evans-Whipp, T. J., Plenty, S. M., Catalano, R. F., Herrenkohl, T. I., & Toumbourou, J. W. (2015). Longitudinal effects of school drug policies on student marijuana use in Washington state and Victoria, Australia. *American Journal of Public Health, 105*(5), 994–1000.

¹⁹ EMCDDA. (2011). Annual report 2011: The state of the drug problems in Europe. Luxembourg: Publications Office of the European Union.

Maßnahmen haben, zeigt der Rückgang des Tabakkonsums insbesondere bei jungen Menschen im Verlauf der letzten Jahre. Wesentliche Gründe hierfür sind u.a. Preiserhöhungen, Rauchverbote, Einschränkung der Tabakwerbung und die Anhebung des Bezugsalters auf 18 Jahre.

Trotzdem schöpfen Drogenpolitiker in Deutschland bei weitem nicht alle verhältnispräventiven Möglichkeiten aus. Bezogen auf illegale Drogen wird durch das Verbot auf wesentliche Hebel (z.B. Jugendschutz, Preisgestaltung) verzichtet, während der legale Drogenmarkt entweder fast gar nicht (Alkohol) oder nur sehr zögerlich (Tabak) reguliert wird. Diese Tragik wird momentan in der Diskussion um das komplette Tabakwerbeverbot besonders deutlich. Deutschland ist mittlerweile der einzige Staat in der EU, in dem Plakataußenwerbung für Tabakprodukte noch erlaubt ist. Wissenschaftler weisen schon seit vielen Jahren darauf hin, dass diese Art von Werbung gerade bei jungen Menschen die Konsumbereitschaft erhöhe. Der Gesetzentwurf zum kompletten Tabakwerbeverbot wird jedoch momentan aus Teilen der CDU/CSU-Fraktion torpetiert. Das sind eben genau jene Parteien, die sich besonders vehement gegen eine Regulierung des Cannabismarktes positionieren. Tragischerweise ist diese lobbygesteuerte Doppelmoral im Gegensatz zum angeblichen Anstieg von Drogendelikten auf Schulhöfen den großen deutschen Tageszeitungen kaum mehr als eine Randbemerkung wert.